



VERONICA ROTH
DIE BESTIMMUNG
FOURS GESCHICHTE



Veronica Roth

Die Bestimmung Fours Geschichte

Aus dem amerikanischen Englisch
von Michaela Link



Die Autorin

Veronica Roth ist die Autorin des Nr.-1-New-York-Times- und SPIEGEL-Bestsellers *Rat der Neun* und der Trilogie *Die Bestimmung*, von der sich weltweit über 35 Millionen Exemplare verkauft haben und die in vier Teilen mit hochkarätiger Besetzung verfilmt wurde. Auch ihr spektakulärer Fantasy-Zweiteiler *Rat der Neun* hielt sich wochenlang auf der New-York-Times-Bestsellerliste. Veronica wuchs außerhalb Chicagos auf und studierte an der Northwestern University. Heute lebt sie mit ihrem Mann und dem gemeinsamen Hund in der Nähe von Chicago.

Von der Autorin ist bereits bei cbj/cbt erschienen:

Die Bestimmung (30936, Bd. 1)

Die Bestimmung – Tödliche Wahrheit (30993, Bd. 2)

Die Bestimmung – Letzte Entscheidung (31124, Bd. 3)

Die Bestimmung – Fourth's Geschichte (31056, Bd. 4)

Rat der Neun – Gezeichnet (16498, Bd. 1)

Rat der Neun – Gegen das Schicksal (16503, Bd. 2)

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt und enthält technische Sicherungsmaßnahmen gegen unbefugte Nutzung. Die Entfernung dieser Sicherung sowie die Nutzung durch unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt und kann straf- und zivilrechtliche Sanktionen nach sich ziehen.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Kinder- und Jugendbuchverlag
in der Penguin Random House Verlagsgruppe

© 2014 by Veronica Roth

Die Originalausgabe erschien 2014 unter dem
Titel »Four. A Divergent Collection« bei
Katherine Tegen Books, an imprint of
HarperCollins Publishers, New York

© 2014 für die deutschsprachige Ausgabe by cbt Verlag,
München, in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München.

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur
Thomas Schlück, 30287 Garbsen.

Aus dem Englischen von Michaela Link

Lektorat: Christina Neiske

Jacket art TM & © Veronica Roth 2014 Jacket art
and design by Joel Tippie

Covergestaltung: init | Kommunikationsdesign,
Bad Oeynhausen

MG · Herstellung: KW

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

ISBN: 978-3-641-14923-9
V003

www.die-bestimmung.de
www.cbt-buecher.de

*Für meine Leser,
die weise sind und mutig.*

Einführung

Im ersten Anlauf habe ich *Die Bestimmung* aus der Perspektive von Tobias Eaton geschrieben, einem Altruan-Jungen mit merkwürdig gespanntem Verhältnis zu seinem Vater, der sich nichts mehr wünscht, als seiner Fraktion den Rücken zu kehren. Aber nach dreißig Seiten ging es nicht mehr weiter, weil er einfach nicht der richtige Erzähler für meine Geschichte war. Erst als ich sie vier Jahre später wieder aufgriff, fand ich die richtige Figur. Jetzt war die Erzählerin eine junge Altruan, die herausfinden wollte, wer sie war. Aber Tobias verschwand nie völlig – er tauchte als Four, Tris' Lehrer, Freund, Geliebter und Ebenbürtiger wieder auf. An der weiteren Erkundung dieser Figur verlor ich nie das Interesse, weil sie für mich, wann immer sie die Szene betrat, lebendig wurde. Sie ist vor allem wegen Fours Art, immer aufs Neue Schwierigkeiten zu überwinden und dabei mitunter sogar richtig aufzublühen, so bedeutsam für mich.

Die ersten drei Geschichten, *Der Fraktionswechsler*, *Der Initiant* und *Der Sohn*, spielen, bevor er Tris kennenlernt; wir begleiten ihn auf seinem Weg von den Altruan zu den Ferox, wo er sich seinen Platz erkämpft. In der letzten Geschichte, *Der Verräter*, die chronologisch mit der Mitte von *Die Bestimmung* zusammenfällt, lernt er Tris kennen. Ich hätte dort noch gern beschrieben, wie sich die beiden kennenlernen, aber bedauerlicherweise passte das nicht in das Zeitfenster der Geschichte – jetzt kann man diese Begebenheit im hinteren Teil dieses Buches nachlesen.

Die Trilogie begleitet Tris von dem Moment an, in dem sie die Kontrolle über ihr Leben und ihre Identität übernimmt; und in diesen Geschichten können wir Four dabei zusehen, wie er das Gleiche tut. Der Rest ist, wie man so schön sagt, Geschichte.

Veronica Roth

Der Fraktionswechsler

.....

Ich tauche mit einem Schrei aus der Simulation auf. Meine Lippen brennen, und als ich sie berühre und die Hand wegziehe, ist Blut auf meinen Fingerspitzen. Ich muss mir während des Tests draufgebissen haben.

Die Ferox, die meinen Eignungstest durchführt – sie hat sich mir als Tori vorgestellt –, wirft mir einen seltsamen Blick zu, als sie ihr schwarzes Haar zurücknimmt und zu einem Knoten bindet. Ihre Arme sind von oben bis unten mit Flammen und Lichtstrahlen und Habichtsfügeln tätowiert.

»Als du in der Simulation warst ... hast du da gewusst, dass es nicht real ist?«, fragt mich Tori, als sie die Maschine ausstellt. Sie klingt lässig und sieht auch so aus, aber es ist eine einstudierte Lässigkeit, erworben in jahrelanger Übung. Ich erkenne so was, wenn ich es sehe. Immer.

Plötzlich bin ich mir meines eigenen Herzschlags bewusst. Genau das, hat mein Vater gesagt, würde passieren. Er hat mir erklärt, dass sie mich fragen würden, ob ich mir während der Simulation des Geschehens bewusst gewesen sei, und er hat mir eingeschärft, was ich dann sagen soll.

»Nein«, antworte ich. »Glaubst du, sonst hätte ich mir die Lippe zerkaut?«

Tori mustert mich für einige Sekunden, dann beißt sie auf den Ring in ihrer Unterlippe, bevor sie sagt: »Herzlichen Glückwunsch. Dein Ergebnis war Altruismus wie aus dem Lehrbuch.«

Ich nicke, aber das Wort »Altruismus« fühlt sich an wie eine Schlinge, die man mir um den Hals legt.

»Freust du dich nicht?«, fragt sie.

»Meine Fraktionsmitglieder werden sich freuen.«

»Ich habe nicht nach ihnen gefragt, ich habe nach dir gefragt.« Toris Mund- und Augenwinkel zeigen plötzlich nach unten, als trügen sie kleine Gewichte. Als sei sie wegen irgendetwas traurig. »Dies ist ein sicherer Raum. Du kannst hier völlig frei sprechen.«

Schon bevor ich heute Morgen in die Schule kam, wusste ich, was bei meinen

Entscheidungen im Eignungstest herauskommen würde. Ich habe Nahrungsmittel einer Waffe vorgezogen. Ich habe mich dem Hund in den Weg geworfen, um das kleine Mädchen zu retten. Ich wusste, dass der Test, nachdem ich diese Entscheidungen getroffen hatte, zu Ende sein würde und dass ich als Ergebnis Altruan bekommen würde. Und ich weiß nicht, ob ich andere Entscheidungen getroffen hätte, wenn mein Vater nicht mit mir geübt hätte, wenn er nicht jeden Teil meines Eignungstestes von ferne gelenkt hätte. Was also habe ich erwartet? Welche Fraktion wollte ich?

Jede andere, nur nicht Altruan.

»Ich freue mich«, erkläre ich fest. Ganz gleich, was sie sagt, dies ist kein sicherer Raum. Es gibt keine sicheren Räume, keine sicheren Wahrheiten, keine sicheren Geheimnisse, die man weitersagen kann.

Ich kann immer noch spüren, wie die Zähne des Hundes meinen Arm packen und an meiner Haut zerren. Ich nicke Tori zu und gehe zur Tür, aber kurz bevor ich den Raum verlasse, schließt sich ihre Hand um meinen Ellbogen.

»Du bist derjenige, der mit der Entscheidung leben muss«, bemerkt sie. »Alle anderen werden darüber hinwegkommen, werden es hinter sich lassen, ganz gleich, wie du dich entscheidest. Aber du wirst das nie.«

Ich öffne die Tür und gehe.

Ich kehre in die Cafeteria zurück und setze mich an den Altruan-Tisch, zu den Leuten, die mich kaum kennen. Mein Vater erlaubt mir meistens nicht, die Gemeinschaftsveranstaltungen zu besuchen. Er behauptet, dass ich eine Störung verursachen würde, dass ich etwas tun würde, das seinem Ruf schadet. Mir ist es egal. Ich bin glücklicher in meinem Zimmer, im stillen Haus, als umringt von unterwürfigen, zaghafte Altruan.

Die Konsequenz meiner ständigen Abwesenheit ist jedoch, dass die anderen Altruan mir gegenüber misstrauisch sind. Sie sind überzeugt, dass etwas mit mir nicht stimmt, dass ich krank bin oder unmoralisch oder seltsam. Selbst jene, die bereit sind, mir zum Gruß zuzunicken, sehen mir nicht richtig in die Augen.

Ich sitze da, umklammere mit den Händen meine Knie und schaue zu den

anderen Tischen hinüber, während die übrigen Schüler ihre Eignungstests beenden. Der Tisch der Ken ist übersät mit Lektürematerial, aber sie lernen nicht alle – sie tun nur so und plaudern, statt Ideen auszutauschen, und ihre Augen zucken zu den Texten zurück, wann immer sie denken, dass jemand sie beobachtet. Die Candor unterhalten sich lautstark, wie immer. Die Amite lachen und lächeln, ziehen etwas zu essen aus ihren Taschen und reichen es herum. Die Ferox sind ausgelassen und lärmern, haben sich auf Tische und Stühle geflüzt, stoßen einander in die Rippen und piesacken sich.

Ich hätte jede andere Fraktion vorgezogen. Jede andere Fraktion, nur nicht meine, wo alle bereits entschieden haben, dass ich ihrer Aufmerksamkeit nicht würdig bin. Schließlich tritt eine Ken in die Cafeteria und hebt die Hand, um für Stille zu sorgen. Die Altruan und die Ken verstummen sofort, aber die Ferox, die Amite und die Candor nehmen sie erst wahr, als sie »Ruhe!« ruft.

»Die Eignungstests sind jetzt abgeschlossen«, erklärt sie. »Denkt daran, dass es euch nicht gestattet ist, mit *irgendjemandem* über eure Ergebnisse zu reden, nicht einmal mit euren Freunden oder eurer Familie. Die Zeremonie der Bestimmung wird morgen Abend in der Zentrale stattfinden. Plant ein, mindestens zehn Minuten vor Beginn der Veranstaltung da zu sein. Ihr seid entlassen.«

Alle drängen zu den Türen, bis auf unseren Tisch, wo wir darauf warten, dass alle anderen den Raum verlassen, bevor wir auch nur aufstehen. Ich kenne den Weg, den meine Altruan-Kameraden von hier aus nehmen werden, den Flur entlang und zu den Eingangstüren hinaus zur Bushaltestelle. Vielleicht werden sie dort über eine Stunde stehen und anderen beim Einsteigen den Vortritt lassen. Ich glaube nicht, dass ich noch mehr von ihrem Schweigen ertragen kann.

Statt ihnen zu folgen, schlüpfte ich durch eine Nebentür hinaus und in eine Gasse neben der Schule. Ich habe diese Route schon früher genommen, aber normalerweise schleiche ich langsam durch die Gegend, um nicht gesehen oder gehört zu werden. Heute will ich einfach nur rennen.

Ich sprinte zum Ende der Gasse und auf die leere Straße, springe über einen

Krater im Pflaster. Meine lose Altruan-Jacke flattert im Wind, und ich pelle sie mir von den Schultern und lasse sie hinter mir herwehen wie eine Flagge, dann lasse ich sie los. Ich schiebe die Ärmel meines Shirts bis über die Ellbogen hoch, während ich renne, und als mein Körper den Sprint nicht länger durchhält, verlangsame ich das Tempo zu einem Joggen. Es ist, als flöge die ganze Stadt unscharf an mir vorbei, mit Gebäuden, die ineinander übergehen. Ich höre, wie meine Schuhe aufs Pflaster knallen, als habe das Geräusch nichts mit mir zu tun.

Schließlich muss ich stehen bleiben. Meine Muskeln brennen. Ich befinde mich in dem fraktionslosen Ödland, das zwischen dem Altruan-Sektor, den Hauptquartieren der Ken und der Candor und unseren Gemeinschaftseinrichtungen liegt. Bei jedem Fraktionstreffen drängen uns unsere Anführer, deren Sprecher gewöhnlich mein Vater ist, keine Angst vor den Fraktionslosen zu haben, sie wie menschliche Wesen zu behandeln statt wie gebrochene, verlorene Kreaturen. Doch es ist mir nie in den Sinn gekommen, mich vor ihnen zu fürchten.

Ich trete auf den Gehweg, damit ich in die Fenster der Häuser schauen kann. Meistens sehe ich bloß alte Möbel, jeder Raum kahl, Müllreste auf dem Boden. Als die meisten Bewohner die Stadt verlassen haben – so muss es gewesen sein, denn es gibt zu viele Gebäude für unsere gegenwärtige Bevölkerung –, sind sie offensichtlich nicht überstürzt aufgebrochen, denn in den Räumen, die sie bewohnt haben, ist nichts Interessantes zurückgeblieben.

Als ich jedoch ein Eckhaus passiere, sehe ich drinnen etwas. Der Raum gleich hinter dem Fenster ist so kahl wie alle anderen, an denen ich vorbeigekommen bin, aber hinter der Tür kann ich ein einzelnes glühendes Kohlestück sehen.

Ich runzele die Stirn und bleibe vor dem Fenster stehen, um festzustellen, ob es sich öffnen lässt. Zuerst gibt es nicht nach, und dann ruckele ich es hin und her, bis es aufspringt. Ich zwänge mich mit dem Oberkörper zuerst hinein und ziehe dann die Beine nach, bevor ich unkoordiniert auf dem Boden lande. Meine Ellbogen brennen, als sie über den Boden schrammen.

Das Gebäude riecht nach gekochtem Essen und Rauch und Schweiß. Ich

horche auf Stimmen, die mich vor einer fraktionslosen Person hier warnen würden, aber alles bleibt still.

Im Nebenzimmer sind die Fenster mit Farbe und Erde verdunkelt, aber etwas Tageslicht dringt doch herein, sodass ich überall auf dem Boden aufgerollte Matten erkennen kann und alte Dosen mit angetrockneten Speiseresten. In der Mitte des Raums steht ein kleiner Kohlegrill. Die meisten Kohlen sind zu weißer Asche verbrannt, aber eine glüht noch und deutet an, dass wer immer hier war, noch nicht lange fort ist. Und nach dem Geruch und der Anzahl von alten Dosen und Decken zu urteilen, waren es ziemlich viele.

Man hat mich immer gelehrt, dass die Fraktionslosen ohne Gemeinschaft leben, isoliert voneinander. Während ich mich jetzt in diesem Haus umsehe, frage ich mich, warum ich das jemals geglaubt habe. Was sollte sie daran hindern, Gruppen zu bilden, genau wie wir es getan haben? Es liegt in unserer Natur.

»Was machst du hier?«, fragt jemand in scharfem Ton. Ich zucke zusammen wie von einem elektrischen Schlag und fahre herum. Im Nebenzimmer steht ein schmutziger, blassgesichtiger Mann; er wischt sich die Hände an einem zerlumpten Handtuch ab.

»Ich habe nur ...« Ich sehe zum Grill hinüber. »Ich habe Feuer gesehen. Das ist alles.«

»Oh.« Der Mann stopft einen Zipfel des Handtuchs in seine Gesäßtasche. Er trägt die schwarze Hose der Candor, ausgebessert mit dem blauen Stoff der Ken, und ein graues Altruan-Hemd, das gleiche, das ich an habe. Er ist klapperdürr, wirkt aber dennoch stark. Stark genug, um mir wehzutun, aber ich glaube nicht, dass ich von ihm etwas zu befürchten habe.

»Na dann ... Danke«, sagt er. »Aber hier steht nichts in Flammen.«

»Das sehe ich«, antworte ich. »Was ist das hier für ein Ort?«

»Das ist mein Haus«, entgegnet er mit einem kalten Lächeln. Ihm fehlt ein Zahn. »Da ich keine Gäste erwartet habe, habe ich mir nicht die Mühe gemacht aufzuräumen.«

Ich schaue von ihm zu den auf dem Boden liegenden Dosen. »Sie müssen

einen ziemlich unruhigen Schlaf haben, wenn Sie so viele Decken brauchen.«

»Ich bin noch nie einem Stiff begegnet, der seine Nase so tief in anderer Leute Angelegenheiten steckt«, meint er. Er kommt auf mich zu und runzelt die Stirn. »Du kommst mir irgendwie bekannt vor.«

Ich weiß, dass ich ihm noch nicht begegnet sein kann, nicht dort, wo ich wohne, umringt von identischen Häusern in dem eintönigsten Viertel der Stadt, umringt von Menschen in der gleichen grauen Kleidung mit dem gleichen kurzen Haar. Dann dämmert es mir: So versteckt mein Vater mich zu halten versucht, er ist immer noch Ratsführer, einer der prominentesten Leute in unserer Stadt, und ich sehe ihm ähnlich.

»Es tut mir leid, dass ich Sie belästigt habe«, sage ich mit meiner besten Altruan-Stimme. »Ich geh dann mal.«

»Doch, ich kenne dich«, sagt der Mann. »Du bist Evelyn Eatons Sohn, nicht wahr?«

Bei ihrem Namen erstarre ich. Es ist Jahre her, seit ich ihn das letzte Mal gehört habe, weil mein Vater sich weigert, ihn auszusprechen, ihn nicht einmal zur Kenntnis nehmen will, wenn er ihn hört. Wieder mit ihr in Verbindung gebracht zu werden, und sei es auch nur wegen einer Ähnlichkeit unserer Gesichter, fühlt sich seltsam an, als zöge ich ein altes Kleidungsstück an, das nicht mehr richtig passt.

»Woher kannten Sie sie?« Er muss sie gut gekannt haben, um sie in meinem Gesicht zu sehen, das blasser ist als ihres, mit blauen statt dunkelbraunen Augen. Die meisten Menschen schauen nicht genau genug hin, um all das zu sehen, was wir gemeinsam hatten: unsere langen Finger, unsere Hakennasen, unsere geraden, hohen Augenbrauen.

Er zögert ein wenig. »Sie hat manchmal mit den Altruan ehrenamtliche Arbeit geleistet. Nahrungsmittel, Decken und Kleidung verteilt. Ihr Gesicht blieb einem im Gedächtnis. Außerdem war sie mit einem Ratsführer verheiratet. Hat nicht jeder sie gekannt?«

Manchmal erkenne ich, dass jemand lügt, schon an der Art, wie die Worte sich anfühlen, wenn sie in mich eindringen, unbehaglich und falsch, so wie

sich für einen Ken ein grammatisch falscher Satz liest. Woher er meine Mutter auch gekannt haben mag, bestimmt nicht daher, dass sie ihm einmal eine Dose Suppe gereicht hat. Aber ich dürste so sehr danach, mehr über sie zu hören, dass ich nicht weiter nachhake.

»Sie ist gestorben, wussten Sie das?«, sage ich. »Schon vor Jahren.«

»Nein, das wusste ich nicht.« Einer seiner Mundwinkel geht ein bisschen nach unten. »Es tut mir leid, das zu hören.«

Ich fühle mich komisch, wie ich da in diesem nasskalten Raum stehe, der nach lebendigen Leibern und Rauch riecht, inmitten dieser leeren Dosen, die auf Armut und das Unvermögen, sich anzupassen, schließen lassen. Aber es hat auch etwas Reizvolles, eine Freiheit, eine Weigerung, in die willkürlichen Kategorien zu passen, die wir für uns selbst aufgestellt haben.

»Deine Bestimmung muss morgen anstehen, dass du so besorgt aussiehst«, bemerkt der Mann. »Welche Fraktion hast du bekommen?«

»Es ist mir verboten, es irgendjemandem zu erzählen«, erwidere ich automatisch.

»Ich bin nicht irgendjemand«, antwortet er. »Ich bin niemand. Das ist es, was einen Fraktionslosen ausmacht.«

Ich sage immer noch nichts. Das Verbot, jemandem das Ergebnis meines Eignungstests zu verraten oder irgendwelche meiner anderen Geheimnisse, ist fest in der Form, die mich ausmacht und mich täglich wieder neu prägt, verankert. Es ist unmöglich, das jetzt zu ändern.

»Ah, ein Regelbefolger«, sagt er, als sei er enttäuscht. »Deine Mutter hat mir einmal gesagt, dass sie sich fühle, als habe Trägheit sie zu den Altruan geführt. Es war der Weg des geringsten Widerstandes.« Er zuckt mit den Schultern. »Vertrau mir, wenn ich dir sage, Eaton-Junge, dass Widerstand sich lohnt.«

Ich spüre, wie Ärger in mir hochsteigt. Er sollte mir nichts über meine Mutter erzählen, als gehöre sie ihm und nicht mir, sollte mich nicht dazu bringen, alles zu hinterfragen, was ich über sie in Erinnerung habe, nur weil sie ihm vielleicht einmal etwas zu essen gegeben hat. Er sollte mir überhaupt nichts sagen – er ist niemand, fraktionslos, abgespalten, nichts.

»Ach ja?«, sage ich. »Sehen Sie sich doch an, wo Ihr Widerstand Sie hingebracht hat. Sie leben aus Dosen in verfallenen Gebäuden. Klingt für mich nicht besonders toll.« Ich gehe auf die Tür zu, durch die der Mann aufgetaucht ist. Ich weiß, ich werde irgendwo dort hinten eine Tür zur Gasse finden; es ist mir egal, wo, solange ich schnell hier rauskomme.

Ich suche mir einen Weg durch den Raum, sorgfältig darauf bedacht, auf keine der Decken zu treten. Als ich den Flur erreiche, sagt der Mann: »Lieber esse ich aus einer Dose, als mir von einer Fraktion die Luft abdrücken zu lassen.«

Ich blicke mich nicht um.

Zu Hause angekommen, setze ich mich auf die Vordertreppe und atme für einige Minuten tief die kühle Frühlingsluft ein.

Meine Mutter war diejenige, die mich, ohne es zu wissen, lehrte, mir Augenblicke wie diese zu stehlen, Augenblicke der Freiheit. Ich beobachtete sie dabei, wie sie nach Einbruch der Dunkelheit, wenn mein Vater schlief, aus der Tür schlüpfte und zurückschlich, wenn die Sonne gerade hinter den Gebäuden erschien. Sie nahm sich diese Momente, selbst wenn sie mit uns zusammen war, stand mit geschlossenen Augen an der Spüle, so weit weg von der Gegenwart, dass sie mich nicht einmal hörte, wenn ich sie ansprach.

Aber ich lernte noch etwas anderes, indem ich sie beobachtete, nämlich, dass die Augenblicke der Freiheit immer enden müssen.

Ich stehe auf, wische Betonstaub von meiner grauen Hose und stoße die Tür auf. Mein Vater sitzt im Polstersessel im Wohnzimmer, inmitten von Papierkram. Ich mache mich gerade und groß, damit er mich nicht für meine schlechte Haltung tadeln kann. Dann steuere ich auf die Treppe zu. Vielleicht lässt er mich unbemerkt in mein Zimmer gehen.

»Erzähl mir von deinem Eignungstest«, fordert er mich auf und deutet auf das Sofa, damit ich Platz nehme.

Ich durchquere den Raum, steige vorsichtig über einen Stapel Papiere auf dem Teppich und setze mich an die Stelle, auf die er zeigt, direkt auf die Polsterkante, um schnell wieder aufstehen zu können.

»Nun?« Er nimmt die Brille ab und sieht mich erwartungsvoll an. Ich höre eine Anspannung in seiner Stimme, wie sie sich nur nach einem schwierigen Tag bei der Arbeit entwickelt. Ich muss vorsichtig sein. »Was war dein Ergebnis?«

Ich denke nicht einmal daran, mich zu weigern, es ihm zu erzählen.
»Altruán.«

»Und sonst nichts?«

Ich runzele die Stirn. »Nein, natürlich nicht.«

»Sieh mich nicht so an«, sagt er, und mein Stirnrunzeln verschwindet. »Bei deinem Test ist also nichts Seltsames passiert?«

Während meines Tests habe ich gewusst, wo ich war – ich fühlte mich zwar, als stünde ich in der Cafeteria meiner Schule, lag aber tatsächlich ausgestreckt auf einem Stuhl im Eignungstestraum, mein Körper durch eine Reihe von Drähten mit einer Maschine verbunden. Das war wirklich seltsam. Doch ich will jetzt nicht mit ihm darüber reden, nicht wenn ich ihm ansehen kann, dass der Stress sich in ihm zusammenbraut wie ein Gewitter.

»Nein«, sage ich.

»Lüg mich nicht an«, erwidert er und packt meinen Arm mit Fingern, so fest wie ein Schraubstock. Ich sehe ihn nicht an.

»Ich lüge nicht«, entgegne ich. »Ich habe Altruán, genau wie erwartet. Die Frau hat mich auf dem Weg aus dem Raum kaum eines Blickes gewürdigt. Wirklich.«

Er lässt mich los. Meine Haut pulsiert dort, wo er zugepackt hat.

»Gut«, sagt er. »Ich bin mir sicher, du hast einiges zu überdenken. Du solltest in dein Zimmer gehen.«

»Ja, Sir.«

Ich stehe auf und durchquere erleichtert wieder den Raum.

»Ach ja«, sagt er. »Ein paar meiner Kollegen vom Rat kommen heute Abend vorbei, du solltest daher frühzeitig essen.«

»Ja, Sir.«

Bevor die Sonne untergeht, schnappe ich mir etwas zu essen aus den

Schränken und dem Kühlschrank: zwei Brötchen und rohe Möhren, an denen das Grün noch dran ist, ein Stück Käse und einen Apfel, ungewürzte Hühnchenreste. Das ganze Essen schmeckt gleich, wie Staub und Kleister. Ich halte den Blick auf die Tür gerichtet, damit ich nicht mit den Mitarbeitern meines Vaters zusammenstoße. Es würde ihm nicht gefallen, wenn ich noch hier unten wäre, wenn sie ankommen.

Ich trinke gerade ein Glas Wasser, als das erste Ratsmitglied an der Tür ist, und haste durchs Wohnzimmer, bevor mein Vater die Tür erreicht. Er wartet mit der Hand auf dem Knauf, die Augenbrauen hochgezogen, während ich um das Geländer herumschleüpfte. Er zeigt auf die Treppe, und ich steige sie schnell hinauf, während er die Tür öffnet.

»Hallo, Marcus.« Ich erkenne die Stimme, es ist Andrew Prior. Er ist einer der engsten Freunde meines Vaters bei der Arbeit, was nichts zu bedeuten hat, denn niemand kennt meinen Vater *wirklich*. Nicht einmal ich.

Von der obersten Treppenstufe schaue ich auf Andrew hinunter. Er tritt sich die Schuhe auf der Matte ab. Ich sehe ihn manchmal mit seiner Familie, eine perfekte Altruan-Einheit, Nathalie und Andrew und ihr Sohn und ihre Tochter – keine Zwillinge, aber beide in der Schule zwei Klassen unter mir –, sie gehen alle gemessen auf dem Gehweg und senken die Köpfe zum Gruß, wenn sie jemandem begegnen. Nathalie organisiert alle ehrenamtlichen Unternehmungen der Altruan für die Fraktionslosen – meine Mutter muss sie gekannt haben, obwohl sie selten an geselligen Veranstaltungen der Altruan teilgenommen hat, weil sie es wie ich vorzog, ihre Geheimnisse für sich zu behalten, und sich in diesem Haus einigelte.

Andrews und mein Blick treffen sich, und ich laufe durch den Flur in mein Schlafzimmer und schließe die Tür hinter mir.

Auf den ersten Blick ist mein Zimmer so karg und sauber wie jeder andere Raum eines Altruan. Mein graues Laken und die Decke sind fest um die dünne Matratze gesteckt, und meine Schulbücher sind zu einem perfekten Turm auf meinem Sperrholzschreibtisch aufgestapelt. Eine kleine Kommode, die mehrere identische Garnituren Kleidung enthält, steht neben dem

winzigen Fenster, das nur das kleinste bisschen Sonnenlicht am Abend hereinlässt. Dadurch kann ich das Haus nebenan sehen, das genauso aussieht wie das, in dem ich mich befinde, nur anderthalb Meter weiter östlich.

Ich weiß, wie Trägheit meine Mutter zu den Altruan gebracht hat – falls dieser Mann tatsächlich die Wahrheit gesagt hat. Mir wird morgen dasselbe widerfahren, wenn ich zwischen den Fraktionsschalen stehe, ein Messer in der Hand. Es gibt vier Fraktionen, die ich nicht kenne und denen ich nicht vertraue, mit Praktiken, die ich nicht verstehe, und nur eine, die vertraut ist, berechenbar, verständlich. Wenn die Entscheidung für Altruan mir auch nicht ein Leben in ekstatischem Glück beschert, wird sie mir zumindest ein angenehmes Leben garantieren.

Ich sitze auf der Bettkante. *Nein, das wird sie nicht*, denke ich, und dann schlucke ich den Gedanken herunter, weil ich weiß, woher er kommt: von dem kindischen Teil in mir, der Angst vor dem Mann hat, der gerade im Wohnzimmer Hof hält. Dem Mann, dessen Faust ich besser kenne als seine Umarmung.

Ich vergewissere mich, dass die Tür geschlossen ist, und schiebe nur für den Fall des Falles den Schreibtischstuhl unter die Klinke. Dann hocke ich mich neben das Bett und greife nach der Truhe, die ich darunter verwahre.

Meine Mutter hat sie mir gegeben, als ich klein war, und meinem Vater gesagt, sie sei für zusätzliche Decken gedacht und dass sie sie irgendwo auf der Straße gefunden habe. Aber als sie sie mir ins Zimmer stellte, legte sie keine Ersatzdecken hinein. Sie schloss meine Tür, legte die Finger auf die Lippen und stellte die Truhe auf mein Bett, um sie aufzumachen.

In der geöffneten Truhe lag eine blaue Skulptur. Sie sah aus wie fließendes Wasser, aber es war in Wirklichkeit Glas, absolut durchsichtig, glatt geschliffen, makellos.

»Was tut sie?«, fragte ich sie damals.

»Sie tut nichts Offensichtliches«, war ihre Antwort, und sie lächelte, aber das Lächeln war angespannt, als fürchte sie sich vor irgendetwas. »Aber sie könnte hier drinnen etwas tun.« Sie tippte sich an die Brust, direkt über dem

Brustbein. »Schöne Dinge tun das manchmal.«

Seither habe ich die Truhe mit Gegenständen gefüllt, die andere nutzlos nennen würden: alte Brillengestelle ohne Gläser, Bruchstücke von weggeworfenen Hauptplatinen, Zündkerzen, den abgebrochenen Hals einer grünen Flasche, eine verrostete Messerklinge. Ich weiß nicht, ob meine Mutter sie schön genannt hätte oder ob ich selbst es tun würde, aber jedes dieser Dinge schien mir wie diese Skulptur ein geheimes und wertvolles Objekt zu sein – allein deshalb, weil es übersehen wurde.

Statt an meinen Eignungstest zu denken, nehme ich jeden Gegenstand und drehe ihn in den Händen, um ihn mir ganz genau einzuprägen.

Ich werde jäh aus meiner Konzentration gerissen, als Marcus' Schritte im Flur zu hören sind, direkt vor meinem Zimmer. Ich liege auf dem Bett, die Gegenstände um mich herum auf der Matratze verteilt. Seine Schritte werden langsamer, als er sich der Tür nähert, und ich greife nach den Zündkerzen und Hauptplatinenbruchstücken und den Drähten, werfe sie zurück in die Truhe und verschließe sie, bevor ich den Schlüssel in meiner Tasche verstaue. In der letzten Sekunde, als der Türknauf sich schon zu drehen beginnt, bemerke ich, dass die Skulptur noch auf dem Bett liegt, also stoße ich sie schnell unter das Kopfkissen und schiebe die Truhe unters Bett.

Dann hechte ich zu dem Stuhl und ziehe ihn unter dem Knauf hervor, damit mein Vater hereinkommen kann.

Als er es tut, beäugt er den Stuhl in meinen Händen voller Argwohn.

»Was hat der hier drüben zu suchen gehabt?«, fragt er. »Versuchst du, mich auszusperren?«

»Nein, Sir.«

»Das ist heute schon das zweite Mal, dass du mich belogen hast«, erklärt Marcus. »Ich habe meinen Sohn nicht zum Lügner erzogen.«

»Ich ...« Mir fällt nichts zur Erwiderung ein, deshalb schließe ich einfach den Mund und trage den Stuhl zurück zu meinem Schreibtisch, wo er hingehört, gleich hinter den perfekten Schulbuchstapel.

»Was hast du hier drin getan, von dem du nicht wolltest, dass ich es sehe?«

Ich umklammere fest die Lehne des Stuhls und starre auf meine Bücher.

»Nichts«, sage ich leise.

»Das sind drei Lügen«, erwidert er, und seine Stimme ist leise, aber so hart wie Feuerstein. Er kommt auf mich zu und ich weiche instinktiv zurück. Aber statt die Hand nach mir auszustrecken, bückt er sich und zieht die Truhe unter dem Bett hervor, dann versucht er, den Deckel zu öffnen. Er bewegt sich nicht.

Angst fährt mir in die Eingeweide wie eine Klinge. Ich knete den Saum meines Hemdes, aber ich kann die Fingerspitzen nicht spüren.

»Deine Mutter hat behauptet, diese Truhe sei für Decken«, fährt er fort. »Sie sagte, du würdest nachts frieren. Aber ich habe mich immer gefragt, warum du, wenn nach wie vor Decken darin liegen, die Truhe verschlossen hältst?«

Er streckt die Hand aus, die Handfläche nach oben gedreht, und zieht die Augenbrauen hoch. Ich weiß, was er will – den Schlüssel. Und ich muss ihn ihm geben, denn er kann sehen, wenn ich lüge, er sieht mir alles an. Ich greife in meine Tasche, dann lasse ich den Schlüssel in seine Hand fallen. Jetzt kann ich meine Handflächen nicht mehr spüren, und das Atmen fängt an, die flachen Atemzüge, die immer kommen, wenn ich weiß, dass er gleich explodieren wird.

Ich schließe die Augen, als er die Truhe öffnet.

»Was ist das?« Seine Hand bewegt sich achtlos durch die kostbaren Gegenstände, verteilt sie nach links und rechts. Er nimmt sie einen nach dem anderen heraus und wirft sie mir hin. »Wozu brauchst du *das* oder *das* ...?«

Ich zucke zusammen, wieder und wieder, und ich habe keine Antwort. Ich brauche die Sachen nicht. Ich brauche keine einzige von ihnen.

»Das *stinkt* nach Zügellosigkeit!«, brüllt er und stößt die Truhe von der Bettkante, sodass ihr Inhalt sich über den ganzen Boden verteilt. »Es vergiftet dieses Haus mit Selbstsucht!«

Ich kann auch mein Gesicht nicht spüren.

Seine Hände kollidieren mit meiner Brust. Ich stolpere zurück und pralle gegen die Kommode. Dann reißt er die Hand zurück, um mich zu schlagen, und ich sage mit vor Angst zugeschnürter Kehle: »Die Zeremonie der

Bestimmung, Dad!«

Er hält mit erhobener Hand inne, und ich *ducke mich*, weiche gegen die Kommode zurück, meine Augen zu verschleiern, um etwas zu sehen. Normalerweise versucht er, mir keine blauen Flecken im Gesicht zuzufügen, vor allem vor Tagen wie morgen, wenn so viele Menschen mich anstarren werden, während sie zuschauen, wie ich wähle.

Er senkt die Hand, und für eine Sekunde denke ich, die Gewalt sei vorüber, der Ärger zum Stillstand gekommen. Aber dann sagt er: »Schön. Bleib hier.«

Ich sacke gegen die Kommode. Ich bin klug genug zu wissen, dass er nicht geht, über die Dinge nachgrübelt und zurückkommt, um sich zu entschuldigen. Das tut er nie.

Er wird mit einem Gürtel zurückkehren, und die Striemen, die er in meinen Rücken peitscht, werden von einem Hemd und einem gehorsamen Altruang Gesicht mühelos verborgen werden.

Ich drehe mich um, und ein Schaudern bemächtigt sich meines Körpers. Ich klammere mich an der Kante der Kommode fest und warte.

In dieser Nacht schlafe ich auf dem Bauch, und Schmerz beißt sich in jeden Gedanken, während um mich herum meine zerbrochenen Besitztümer auf dem Boden liegen. Nachdem er mich geschlagen hatte, bis ich mir die Faust in den Mund stopfen musste, um meine Schreie zu dämpfen, hat er so lange auf jedem Gegenstand herumgetrampelt, bis er zertrümmert oder bis zur Unkenntlichkeit verbogen war, und dann die Truhe an die Wand geworfen, sodass es den Deckel aus den Scharnieren riss.

Der Gedanke taucht an die Oberfläche: *Wenn du Altruang wählst, wirst du niemals von ihm wegkommen.*

Ich drücke das Gesicht in mein Kissen.

Aber ich bin nicht stark genug, um dieser Altruang-Trägheit zu widerstehen, dieser Furcht, die mich den Weg entlangtreibt, den mein Vater für mich festgelegt hat.

Am nächsten Morgen dusche ich kalt, nicht um Ressourcen zu sparen, wie die

Altruan vorschreiben, sondern weil es meinen Rücken betäubt. Ich ziehe langsam meine locker sitzende, schlichte Altruan-Kleidung an und stelle mich vor den Flurspiegel, um mir die Haare zu schneiden.

»Lass mich das machen«, sagt mein Vater vom anderen Ende des Flurs. »Schließlich ist heute der Tag deiner Bestimmung.«

Ich lege die Haarschneidemaschine hin und versuche, mich gerade zu machen. Er steht hinter mir, und ich wende den Blick ab, als die Maschine zu surren beginnt. Es gibt nur eine Einstellung für die Klinge, weil nur eine Haarlänge für einen männlichen Altruan als akzeptabel gilt. Ich zucke zusammen, als seine Finger meinen Kopf stabilisieren, und hoffe, dass er es nicht sieht, dass er nicht sieht, wie sehr mich die geringste Berührung von ihm schreckt.

»Du weißt, was du zu erwarten hast«, sagt er. Er bedeckt den oberen Rand meines Ohres mit einer Hand, während er mit der Haarschneidemaschine seitlich über meinen Kopf fährt. Gestern hat er mich noch mit einem Gürtel verprügelt, und heute versucht er, mein Ohr davor zu schützen, von der Haarschneidemaschine geschnitten zu werden. Wie Gift sickert der Gedanke durch mich hindurch. Es ist beinahe komisch. Fast muss ich lachen.

»Du wirst an deinem Platz stehen, und wenn dein Name aufgerufen wird, trittst du vor, um dir dein Messer abzuholen. Dann schneidest du dich und lässt das Blut in die richtige Schale tropfen.« Unsere Blicke begegnen sich im Spiegel, und er verzerrt den Mund zu etwas, das beinah ein Lächeln ist. Dann berührt er meine Schulter, und mir wird bewusst, dass wir bald gleich groß sein werden, obwohl ich mich immer noch so viel kleiner fühle.

Schließlich fügt er sanft hinzu: »Das Messer wird nur für einen Moment wehtun. Dann hast du deine Entscheidung getroffen und es ist alles vorüber.«

Ich frage mich, ob er sich überhaupt daran erinnert, was gestern geschehen ist, oder ob er es bereits in ein abgetrenntes Fach seines Geistes geschoben hat, ob er seine Monsterhälfte von seiner Vaterhälfte getrennt hält. Aber ich habe solche Fächer nicht, und ich kann all seine Identitäten übereinandergelagert sehen, Monster und Vater und Mann und Ratsführer und Witwer.

Und plötzlich hämmert mein Herz so heftig und mein Gesicht ist so heiß, dass ich es kaum ertragen kann.

»Mach dir keine Sorgen darüber, dass ich mit dem Schmerz nicht zurechtkomme«, sage ich. »Ich habe jede Menge Übung.«

Für eine Sekunde sind seine Augen im Spiegel wie Dolche, und meine große Wut ist fort, ersetzt durch die vertraute Angst. Aber er schaltet nur die Haarschneidemaschine aus, legt sie auf die Kante und geht zur Treppe, überlässt es mir, die abgeschnittenen Haare zusammenzufegen, sie mir von den Schultern und vom Hals zu klopfen und das Gerät wieder in die Schublade im Badezimmer zu legen.

Dann gehe ich zurück in mein Zimmer und starre auf die kaputten Dinge auf dem Boden. Vorsichtig schiebe ich sie zu einem Haufen zusammen und lege sie in den Abfalleimer neben meinem Schreibtisch, ein Stück nach dem anderen.

Zusammenzuckend erhebe ich mich. Meine Beine zittern.

In diesem Moment, in dem ich auf das karge Leben starre, in dem ich mich hier eingerichtet habe, auf die zerstörten Überreste des wenigen, das ich hatte, denke ich: *Ich muss hier raus*. Es ist ein starker Gedanke. Ich spüre seine Kraft in mir, sie läutet wie eine Glocke, daher denke ich es wieder. *Ich muss hier raus*. Ich gehe zum Bett und schiebe die Hand unter das Kopfkissen, wo die Skulptur meiner Mutter immer noch sicher ist, immer noch blau und glänzend im Morgenlicht. Ich stelle sie auf meinen Schreibtisch, neben den Bücherstapel, und schließe beim Verlassen des Zimmers die Tür hinter mir.

Unten bin ich zu nervös, um etwas zu essen, aber ich stopfe mir trotzdem ein Stück Toast in den Mund, damit mein Vater mir keine Fragen stellt. Dabei hätte ich mir gar keine Sorgen machen müssen. Jetzt tut er so, als existiere ich nicht, tut so, als zucke ich nicht jedes Mal zusammen, wenn ich mich bücken muss, um etwas aufzuheben.

Ich muss hier raus. Es ist jetzt ein Gesang, ein Mantra, das Einzige, woran ich mich noch festhalten kann.

Während ich mein Geschirr abwasche, liest er die Nachrichten, die die Ken

jeden Morgen veröffentlichen, und wir verlassen ohne zu sprechen zusammen das Haus. Wir gehen den Gehweg hinunter, mit einem Lächeln begrüßt er unsere Nachbarn, und für Marcus Eaton ist wie immer alles in bester Ordnung, bis auf seinen Sohn. Bis auf mich; ich bin nicht in Ordnung, ich befinde mich in ständiger Unordnung.

Aber heute bin ich dankbar dafür.

Wir steigen in den Bus und stehen im Gang, damit andere um uns herum sitzen können, das perfekte Bild von Altruan-Rücksichtnahme. Ich sehe zu, wie die anderen einsteigen, großmäulige Candor-Jungen und -Mädchen, Ken mit wissbegierigen Blicken. Ich sehe zu, wie die anderen Altruan von ihren Sitzen aufstehen, um sie den Neuankömmlingen zu überlassen. Alle haben heute das gleiche Ziel – die Zentrale, ein schwarzer Pfeiler in der Ferne, mit seinen beiden in den Himmel ragenden Zinken.

Als wir dort ankommen, legt mir mein Vater seine Hand auf die Schulter, während wir auf den Eingang zugehen, womit er mir Schmerzestöße durch den Körper jagt.

Ich muss hier raus.

Es ist ein verzweifelter Gedanke, und der Schmerz befeuert ihn mit jedem Schritt, den ich die Treppe zu dem Stockwerk hinaufgehe, in dem die Zeremonie der Bestimmung stattfinden wird. Ich ringe nach Luft, aber das liegt nicht an meinen schmerzenden Beinen; es ist mein schwaches Herz, das mit jeder Sekunde stärker wird. Neben mir wischt sich Marcus Schweißperlen von der Stirn, und alle anderen Altruan schließen den Mund, um nicht zu laut zu atmen, damit sie ja nicht den Eindruck erwecken, sie würden sich beklagen.

Ich hebe den Blick zu der Treppe vor mir und ich stehe in Flammen mit diesem Gedanken, diesem Verlangen, dieser Chance zur Flucht.

Wir erreichen das richtige Stockwerk, und alle halten inne, um wieder zu Atem zu kommen, bevor sie eintreten. Der Raum ist düster, die Fenster verdunkelt, die Sitzplätze um den Kreis von Schalen arrangiert, die Glas und Wasser und Steine und Kohle und Erde enthalten. Ich suche mir meinen Platz in der Reihe, zwischen einem Altruan-Mädchen und einem Amite-Jungen.